

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 7

Artikel: Der grosse Stotterer
Autor: Ninck, Joh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666655>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Lachen, das wie Silberglöcklein klang,
Draus übermütig froh das Wörtchen „Bater!“
[sprang.

Dann stand ich betend still und lauschte stumm.
Und kehrte wie gestählt dann wieder um,
An meinen stillen Arbeitsplatz zurück.
Du alte Lampe, sag, war das nicht Glück?
Du meinst, es hätten auch die Sorgen sich gemehrt?
Und doch war's Glück, das Glück am eignen Herd!
Glaub mir aufs Wort: hätt' ich die freie Wahl,
Möchl's anders haben nicht ein zweites Mal...

Wie doch dein Anblick, alte Lampe, mich benahm,
Daß unversehens ich ins Träumen kam!
Daß mit den hellsten Farben hingemalt,
Erinnerung im rosigem Licht erstrahlt,
Und doch ein banges Weh ins Herz mir schleicht.
War's nicht genug, was ich seither erreicht?
Fühl' ich die Jugend sachle schwinden schon?
Bedrückt mich dieser Zeiten härtere Frohn,
Wo Treue, Güte, Sittle, Ehre, Recht
Verhöhnt sich sehn wie Christ vom Henkersknecht
Und trotz Gewirrs von Drählen in der Luft
Lichtlos die Herzen schmachten in der Brust?
Was immer auch der tiefe Grund sein mag,
Warum ich Zwiesprach mit der Lampe pflag —

Der Wirklichkeit hat's schon zu lang gewährt,
Sie liebt nicht, daß man goldne Träume nährt.
Ein Wink, der frühen Tage Zauber schwand,
Zäh saßt die Gegenwart nach meiner Hand:
Herein? Ein Klopfen mich aufhorchen ließ,
Gewaltsam mich aus den Gedanken riß.
Der Schaden sei behoben rief ein Mann
Zur Tür herein. Gebrochen war der Bann.
In breiten Wogen fluten Ströme Lichts
Durch mein Gemach, die Lampe wird zum Nichts.
Verschwunden ist von meinem Arbeitstisch
Ihr heller Kreis, so fraut und zauberisch,
Kaum merkt man es, daß sie noch scheint.
Da lösch'ich sie und hätte fast geweint;
Doch zürnend hab' ich rasch mich noch errafft,
Noch fühl' ich in mir Widerstand und Kraft:
Heimat und Volk, die Menschheit selbst in Not!
Fort Weichlichkeit! „Uns Werk!“ heißt das Gebot.
Empor gil's heut, nicht träumend rückwärts sehn,
Soll hehrstes Gut nicht vor die Hunde gehn.
Erleuchte, Geist des Lichtes, mich mit Frömmigkeit,
An Webstuhl mitzuschaffen einer neuen Zeit,
Die aus den Herzen reiner sich aufbaut,
Vom Morgenhauch der Menschlichkeit betauf!
Sie wird, mag haßdurchkrampft die Welt erheben,
Der Seele Auferstehung noch erleben.

Der große Stotterer.

Von Dr. Joh. Nind.

Vor mehr als tausend Jahren lebte in den Mauern Sankt Gallens ein Mann von übertragender Bedeutung, von vielseitigen Dichtergaben und von überlegenem Witz. Dieser Witz mußte oft über Zungenhindernisse herausstolpern, denn jener Sprühende führte den Beinamen Stammeler oder Stotterer (balbulus). Ja, der Mann war kränklich und schwächlich, verlor früh die Zähne und war, wie das bei genialen Leuten nicht selten, nervös belastet. Er hatte Visionen und Ahnungen. Seine Natur war tief religiös und künstlerisch zugleich. Neue Forschungen haben das Bild dieses frühesten Schweizerdichters ans Licht gebracht, gute Übersetzer seine Dichtungen zugänglich gemacht.

Notker, der Stammeler, war eine Pflanze des St. Galler Klosters, reichlich hundert Jahre früher als der bekannte Notker mit der großen Lippe (Labea). Jener erste Notker war um 840 in einer angesehenen und begüterten Fa-

milie des unteren Toggenburg geboren, das damals noch zum „Schwabenland“ gehörte. Der Sprachfehler, den sein Name andeutet, hat ihn nicht gehindert, ein großer Lehrer der St. Galler Klosterschule zu werden, und zwar weit über seinen Tod hinaus. Vielleicht hat eben dieser Sprachfehler, der sehr oft mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit und rücksichtsvoll feinfühligem Wesen zusammengeht, ihn vor Hochmut bewahrt und jene Herzensgüte, jene liebevolle Fürsorglichkeit gefördert, die an ihm gerühmt wird.

Die Behinderung im Sprechen vertiefte jedenfalls seine Innerlichkeit. Er wurde ein gewandter und herzinniger Dichter und Musiker. Kräftige Anregung dazu empfing er von dem etwa dreißig Jahre älteren Abt der benachbarten Reichenau, Walahfried, der auf der damaligen Hochschule Deutschlands, im berühmten Kloster Fulda, bei Hraban ausgebildet, als ein

eigentlicher Bahnbrecher der klösterlichen Dichtkunst aus jenen Frühzeiten zu uns herüberleuchtet.

Leider verschmähte diese Kunst die deutsche Sprache und bediente sich fast ausschließlich des lateinischen, die ja in jenen Zeiten die Klostersprache war. Klopste ein Helvetierjohn an die Pforten des sanktgallischen Mönchs- und Weisheitsstiftes, so wurde er mit lateinischem Gruß empfangen und durch die strenge Durchführung

ten Jahrhunderts, an lateinischen Vorbildern großgezogen, wurde fast ausschließlich von Geistlichen, von Mönchen gepflegt und lateinisch verfaßt, so die Perle deutscher Dichtung, das in St. Gallen entstandene Waltharilied, und so auch die Dichtungen Notkers des Stammlers. Gehört dieser noch in die karolingische Renaissance, so jenes in die ottonische.

Notker wurde der größte Lyriker des frühen lateinischen Mittelalters, ein Dichter von mun-



9. Herbststimmung, Insel Sylt.

Nach einem Gemälde von L. W. Lehmann.

dieser alten Sprache bis ins „Nüchentein“ so gleich in eine andre, in eine höhere Welt versetzt. Weil die Klöster die fast einzigen Herde der Bildung waren, so wurde das Lateinische nun auf lange hinaus die Sprache der Gebildeten, der Wissenschaft wie der Dichtung, und nur der zähen jungen Lebens- und Widerstandskraft des deutschen Geistes ist es zu danken, daß die lateinische Sprache damals nicht tiefer in unser Volkstum eindrang, sondern gleich einer Erziehungsphase wieder schwand, während sie im besiegten Gallien, Spanien, Rumänien, die heimische Sprache verdrängt hatte.

Die deutsche Poesie des neunten und zeh-

derbarer Bartheit und tiefer Innigkeit. Neben kirchlichen Hymnen, die er in der herkömmlichen Art gestaltete, bildete er eine ganz neue Form geistlicher Lyrik aus: die Sequenz. Sie bedeutet das Höchste, was jene Frühzeit aus inniger Ergriffenheit heraus dichterisch hervorgebracht hat. Eine einzige Probe möge zeigen, daß sich diese geistlichen Lieder Notkers zur Höhe der alttestamentlichen Psalmen erheben und höchsten religiösen Schwung mit Gedankenfülle verbinden.

Wir wählen die Sequenz auf Ostern, kürzer als die meisten anderen, in der trefflichen Übersetzung von Paul von Winterfeld:

Dem aus Grabesnacht auferstand'nen Hei-

land huldigt die Natur. Blum und Saatgefild sind erwacht zu neuem Leben; der Vögel Chor nach des Winters Raubreif singt sein Jubel- lied. Heller strahlen nun Mond und Sonne, die des Heilands Tod verstört, und im frischen Grün preist die Erde den Erstand'nen, die, als er starb, dumpf erbebend ihrem Einsturz nahe schien.

Die ganze Natur, die um Ostern gleichfalls ihre Auferstehung feiert, läßt der Dichter dem aus Grabesnacht Auferstandenen zujubeln. Zum ersten Male im ganzen Mittelalter gestaltet ein Dichter so tiefes Naturempfinden.

Mit solchen Liedern, die von herrlicher Musik getragen, die weiten Hallen der Stiftskirchen, der Dome füllten, stieg des Mittelalters heiligstes Empfinden zum Himmel empor. Notker hat hier nicht gestammelt, dagegen hat er mit seiner neuen Dichtungsart viele Nachseiferer entflammt. Alle dichteten sie fortan Sequenzen, in St. Gallen wie in der Reichenau, so Eckhard I., der Sänger des Walthariliedes, Abt Berno, Hermann der Lahme, Wipo — und auch an anderen Orten, bis nach Italien, nach Sachsen hin, voran die heilige Hildegard, die in ihrem Liede der Kraft und Innigkeit Notkers am nächsten kam.

Weil aber Notker sonst ohnegleichen blieb hinsichtlich seiner Liederschöpfungen, so wandten sich noch 100 Jahre nach ihm die Augsburger an das Kloster St. Gallen, um eine neue Sequenz auf ihre Schutzheilige zu erhalten: bis dahin hatten sie am St. Afrentage immer Notkers Sequenz auf die heiligen Frauen gesungen, und, nun der Abwechslung bedürftig, wagten sie nicht, diesem bestaunten Schöpfer etwas Eigene gegenüberzustellen. Sie opferten dem Kloster St. Gallen sogar einige Reliquien der Heiligen, um das gewünschte Lied von dort zu erhalten. So hatte Notker den Ruhm seines Stiftes St. Gallen weithinaus gefördert und gefestigt.

Nun ist's merkwürdig, wie Notker mit der geschilderten frommen Innigkeit einen launigen Wit und sprudelnden Humor verbindet, ähnlich etwa wie später Johann Peter Hebel, Eduard Mörike, oder wie Matthias Claudius. Sein Wit wird nie ätzender Spott oder verletzende Beikrede; aber der Schalk sitzt ihm im Nacken.

Von diesem schalkhaften Humor des Stammers findet sich in einer alten Handschrift Sankt Gallens eine lustige Geschichte. Sie erzählt von

einem Scherz, den sich Notker einst mit den Reichenauern erlaubte, einen Pilz benutzend, der im Winter gewachsen war, nämlich in einem Winkel nahe der Küche, von den feuchtwarmen Dünsten hervorgetrieben. Doch hören wir die Erzählung in der launigen Form der von Winterfeld übertragenen Urschrift.

Meister Notker von St. Gallen war der Schule treuester Lehrer, war ein Sänger und ein Heil'ger und dazu ein loser Schalk.

Kamen einst die Reichenauer Klosterbrüder zum Besuche, und es ward beim Glase Weines viel gewettet, viel geprahlt.

„Hörtet Ihr vom Riesenaale Nicht die weltberühmte Märe, des das gute Dörflein Alsbach heute noch den Namen trägt? Gut fünf Ellen in der Länge haben wir ihn dort gefangen; denn das gute Dörflein Alsbach wißt Ihr, zinst der Reichenau.“

Ihr Latein durchschaute Notker; doch er sprach und nickte gläubig:

„Ja in unserm Schwabenlande Gibt es solcher Wunder viel.

Hab' ich doch mit eig'nen Augen in Sankt Gallen hier im Winter — Schnee bedeckte Tal und Hügel — einstmals einen Pilz geseh'n.“

Und die Reichenauer Gäste riefen wie aus einem Munde: Geh' mit deinen Lügenschwänken, die ein andrer glauben mag.“

Doch er wußte wohl die Stelle wo im Winter, nah der Küche, von dem Dunst und von der Wärme vor der Zeit ein Pilz gesproßt. — Und es wechselten die Monde und mit Reif und weißen Flocken hielt der Winter seinen Einzug, und er harrte still der Zeit.

Und als er des Pilzes Prachtstück sich herangepflegt voll Sorgfalt, bracht' er es mit listigem Schmunzeln eines Tags zur Reichenau:

„Mir habt Ihr nicht trauen wollen — traut ihr nun dem eig'nen Auge? Hätte gern als Gegengabe ein paar Anorpeln eures Hals!“

Notkers gesunder Humor kommt vor allem in vielen launigen Fabeln und Schwänken zur Geltung, die er in Verse gebracht hat. Hierin ist er der früheste Vorläufer des Hans Sachs. Wir müssen es uns leider versagen, davon Proben einzuflechten, etwa das farbige Lügenmärchen „Der Wunschbock“ oder die lustigen Tierfabeln von Fuchs und Bär, von Kalb und Storch.

Notkers humorvolle Schelmenart wirft ein helles Licht auf das heitere, sonnige Leben, das damals in den Räumen und Gängen des Klosters St. Gallen geherrscht haben muß und das ja auch aus Scheffels Eckehard einigermaßen hervorspringt. Diese Mönche waren durchaus keine bloßen Sauerseher und finsternen Büsser, sondern auch lebensfrohe Gesellen, die es zum Teil dick hinter den Ohren hatten.

Als Karl III., Urenkel Karls des Großen, einst das Kloster am Fuße der Alpen besuchte, wußte ihm Notker viele schöne Geschichten über seinen kaiserlichen Urgroßvater geistreich zu erzählen. Karl III. hatte seine helle Freude daran und bat Notker, ihm diese Geschichten in einem Büchlein zusammenzustellen. Gerne willfahrte dieser und schuf ein Bändchen Sage und Geschichte voller Humor und ehrfürchtiger Liebe gegenüber der Heldengestalt des großen Kaisers, dessen Bild uns daraus leuchtend vor Augen tritt. Eines der schönsten Gedichte der Reihe finde hier seinen Platz.

Der Franke in Byzanz.

Kaiser Karl, der nimmer müde
seiner Lande Wohl bedacht,
sandt' auch einstmals einen Boten
hin zum Hofe von Byzanz.

Dort empfing man ihn mit Ehren,
setzt' ihn an des Kaisers Tafel,
und ihm ward sein Platz gewiesen
mitten in der Großen Kreis.

Nun war ein Gesetz gegeben,
an des Kaisers Tische dürfe
niemand auf die andre Seite
wenden, was ihm vorgelegt.

Doch der Franke dieser Satzung
unerfahren, wendet arglos
seinen Fisch, der andern Seite
ebenfalls ihr Recht zu tun.

Da erhoben sich die Fürsten,
Mann für Mann, des Kaisers Ehren
zu vertreten wider solche
unerhörte Freveltat.

Und der Kaiser sprach mit Seufzen:

„Zwar dein Leben ist verfallen;
Doch es steht vor deinem Ende

Dir noch eine Bitte frei.

Was es immer sei, ich will es
dir gewähren.“ Und der Franke
dachte nach und sprach bedächtig —

Alles lauschte seinem Wort:

„Eine kleine Bitte hab' ich,
eine einz'ge nur, Herr Kaiser!“

Und der Kaiser sprach: „Wohlan denn,
sprich; sie ist voraus gewährt.

Nur das Leben dir zu schenken
ginge gegen unsrer Väter

Alt geheiligte Bestimmung,
jedes Andre steht dir frei.“

Drauf der Franke: „Gerne sterb' ich;
nur ein einziges begeh'r ich,
eh' sie mich zum Tode führen:

Wer den Fisch mich wenden sah,
soll das Augenlicht verlieren.“

Und der Kaiser rief erschrocken:

„So mir Gott — die andern sagten's! —
ich, ich habe nichts geseh'n.“

Und die Kaiserin desgleichen:

„Bei der heil'gen Gottesmutter,
bei der Königin des Himmels

schwör' ich, daß ich nichts geseh'n.“

Und des Reiches Große schwuren

bei den Fürsten der Apostel,
bei den Engel und der Heil'gen

Scharen, daß sie nichts geseh'n. —

Also schlug der schlaue Franke
sie mit ihren eignen Waffen,
und er kehrte wohl und munter

wieder heim ins Frankenland.

(Übertragung von Winterfeld.)

Tatsächlich hat Karl der Große wiederholt Gesandte nach Byzanz abgeordnet, um vom dortigen oströmischen Kaiser Anerkennung seines eignen neuen römischen Kaisertums zu erlangen. Die wahrscheinlich etwas ungewandten, nicht sehr weltmännischen Gesandten hatten anfangs wenig Glück und wurden übermütig behandelt, so daß die gewünschte Anerkennung erst nach zwölf Jahren erlangt wurde.

Byzantinisches Verhalten ist ja bis heute in Europas Westen sprichwörtlich geblieben. Es bezeichnet orientalische Herrscherhöhe einerseits mit umständlichem, willkürlichem Zeremoniell,

andrerseits allzu unterwürfiges Kriechen des Volkes, einschließlich seiner Großen, vor dem Herrscher.

Auch ein Gesandter Kaiser Ottos des Großen, der Bischof Luitprand von Cremona, erfuhr die Überhebung der Byzantiner, deren eitles Gebaren ihm freilich ebenso wenig Eindruck machte wie unserem schlauen Franken. Der Gesandte mußte sich u. a. bei der Audienz niederwerfen, und während er am Boden lag, schwebte der Thron des Kaisers unter dem Gefange künstlicher Vögel und dem Gebrülle eherner Löwen durch einen Mechanismus in erhabene Höhen, von denen der Kaiser nun wie ein Gott auf seinen geringen Knecht herabschaute. Aber Luitprand lachte darüber und nannte solchen eiteln Hochmut Bettelstolz; sah er doch an den Purpurgewändern der Hoffschranzen Risse und Löcher. Kaiser Heinrich VI. hat dann dem byzantinischen Kaiserhofs die jahrhundertelange Überhebung mit Zinsen heimge-

zahlt. Als ein Gesandter, Heinrich von Kalden, mit Kriegsdrohung in Byzanz erschien, wurde er mit höfischer Unterwürfigkeit empfangen: als Gastgeschenk reichte man ihm einen prunkvollen, von kostbaren Diamanten starrenden Anzug. Aber stolz lehnte er ab: Eisen sei ein besseres Kleid. Das übermütige Byzanz mußte sich beugen und Tribut an den deutschen Kaiser zahlen. Unser „Franke in Byzanz“ erscheint wie ein wunderbares Bild aller dieser Beziehungen, eine Anekdote, die mehr Geschichte enthält als die treueste Geschichtsschreibung. Und wie anmutig hat Motter der Stammler sie erzählt!

Der ist ein Dichter, der die nüchterne rauhe Wirklichkeit zu verklären weiß, sei es mit goldenem Humor, sei es mit begeistertem Empfinden. Und daß solcher Geist in St. Gallen heimisch war, das sichert diesem Fleck Erde für immer einen Platz unter den leuchtenden Stätten der Kultur.

Gute Formen.

Von Maria Steiger-Lenggenhager.

Nein, was sich die Mutter heut geärgert hat, als sie alle bei Schwager und Schwägerin zum Geburtstagessen eingeladen waren! Sie hat sich so geschämt wegen ihrer Kinder! Was mußten auch Onkel und Tante denken, bei denen es immer so tadellos zugeht? Leckt nicht Elsi ihren Dessertteller mit der Zunge aus — und jetzt kann sie auf Mama's Vorwürfe, was das für eine „Gattig“ mache, noch in aller Unschuld sagen: „Aber warum denn nicht? Ich mach's ja zu Hause auch oft so.“ — Zu Hause! — Als ob es dasselbe wäre zu Hause und zu Gaste! Nein wirklich, daß du mir so etwas nie mehr machst an fremdem Ort!“ — Und Anna ist mit ihren neun Jahren das Gemüse noch mit dem Löffel und trinkt die Milch aus der Untertasse. Wie sie sich über Hans hat ärgern müssen, einmal übers andere, davon gar nicht zu reden! Was für Ausdrücke er brauchte! Und wie er das große Wort führte über den ganzen Tisch hinweg und nachher auf dem Sofa herumflegelte — in den Boden hinein schämte sie sich für ihn.

Noch vieles andere, ein ganzes langes Sündenregister, hält die Mutter den bestürzten Kindern vor. Und sie hat sie doch vor dem Weggang daheim noch so gründlich ermahnt gehabt und ihnen alles Mögliche eingeschärft: nicht,

nach ihrer Gewohnheit, die Ellbogen auf den Tisch zu stützen, nicht mit dem Messer zu essen, schön zu sagen: „Ja, gern“ oder „Nein, danke“. Sie haben auch alles Gute versprochen und sich am Anfang zusammen genommen; aber sobald sie einmal recht erwarmet waren, schienen alle guten Ermahnungen weggeflogen, und sie taten wieder wie gewohnt. Ja wohl, mit solchen Kindern konnte man Ehre einlegen, besonders wenn man sie gerade vergleichen konnte mit ihren wohlgesitteten Vettern und Wäschen, denen ein gutes Benehmen so natürlich, so wie angeboren ist. „Habt ihr gesehen, wie selbstverständlich Max jedesmal seiner Schwester die Tür öffnete, wenn sie eine Schüssel hinaustrug? Wie rasch er sich bückte, als etwas auf den Boden fiel? — Da mußte man nicht erst lange bitten! Euch fielen das nicht einmal ein, wenn ihr zu Gaste seid, geschweige zu Hause. Macht jetzt nur, daß ihr in's Bett kommt, und schämt euch ein bißchen.“

So endete der Tag, auf den sich alle gefreut hatten, und der auch fröhlich verlaufen war, mit einem argen Mißklang. Der Vater fand nachher, als die Kinder draußen waren, daß die Mutter die Sache doch vielleicht etwas zu tragisch nehme und auch etwas reichlich heftig geworden sei. Nun habe sie den Kindern die